Heimatland

BEILAGE
ZUR NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 6 Neuß/Grevenbroich, 31. März 1951 78. Jahrgang

Von seltenen Gästen im Mühlenbusch / Beobachtungen am Fischreiherhorst

Ein kalter Februartag. Rauh weht der scharfe Ost. Recht öde sieht der Mühlenbusch aus, besonders an der Stelle des großen Windbruches hinter Rosellerheide in Richtung Ueckerath, wo vor Jahren der Sturm eine breite Bahn durch den herrlichen Hochwald niederbrach. Jetzt hat man, die gewaltigen Stubben umgehend, den Boden tief und grob gepfügt, aufgerissen, um ihn für die Neuanpflanzung vorzubereiten. Der ganze Windbruch wird aufgeforstet. Das Gebiet ist schon mit einem engmaschigen Drahtzaun umspannt, um die jungen Bäumchen, die nun eingepflanzt werden, vor Wildfraß zu schützen. — Da steht am südlichen Rande des Windbruches, einige hundert Meter rechts vor der Försterei, ein schmaler Waldstrich hohen Buchenbestandes. In den hohen Kronen, die sich wie Silhouetten gegen den blassen Himmel abheben, sind viele schwarze Klumpen, die verlassenen Reiherburgen. Klein ist die Kolonie, ich zähle 24 Horste. Schade, die stolzen Vögel sind noch nicht von ihrer Reise zurück. Ist es ihnen noch zu kalt? — Ob sie bald kommen? — Im vorigen Jahr waren sie um diese Zeit schon zurück.

Der Reiher hat seinen festen Nistplatz, den er immer wieder aufsucht. Ich habe vor einigen Jahren im Speeschen Wald bei Schloß Heltorf (Kaiserswerth) gesehen, daß Jungvögel, die beringt waren, im folgenden Jahre zu ihrem Baum zurückkehrten. Da der sehr scheue Vogel durch die weitergreifende Siedlung, durch den lärmenden Verkehr leicht verdrängt wird, verdienen die Horststellen, die Kolonien, besonderen Schutz, denn das Tier wird leicht vergrämt. Eigenartig ist es, daß in den Mooren an Hollands Grenzen heute noch Fischreiher in Bodenhorsten zu finden sind. Ringsum ist Moorgewässer, keines Menschen Fuß kann den Nistplatz betreten, der im dichten Schilfgestrüpp liegt. Ob der Vogel früher nicht überall am Boden im Sumpfgelände genistet hat? Das kann man schon annehmen. Dann hat er, weil die Moorkultivierung ihn vertrieb, seine Bleibe in hohen Baumkronen gesucht. Der Reiher ist ja ein Stelz- oder Watvogel; seine langen Beine, seine Zehen passen nicht zu einem Baumtier. Wer einmal den Vogel in seinem Futterrevier beobachtet hat, muß sich wundern, daß er seinen Nistplatz im hohen Baume findet.

8. März. Ein Fischreiher streicht aus der Richtung Mühlenbusch zum Rhein. Ob die Horste besetzt sind?

Sie sind da!

10. März. Ja, sie sind da! Die ersten vier Reiher stehen in den Kronen der Buchen. Sind sie die ersten, die einzigen? Man müßte einige Stunden Zeit haben, denn die Futtersuche nimmt viel Zeit in Anspruch. Es könnte ja sein, da immer nur ein Vogel auf dem Horst steht, daß seine bessere Hälfte gerade unterwegs ist und Futterplätze sucht, während der Posten den Horst bewacht.

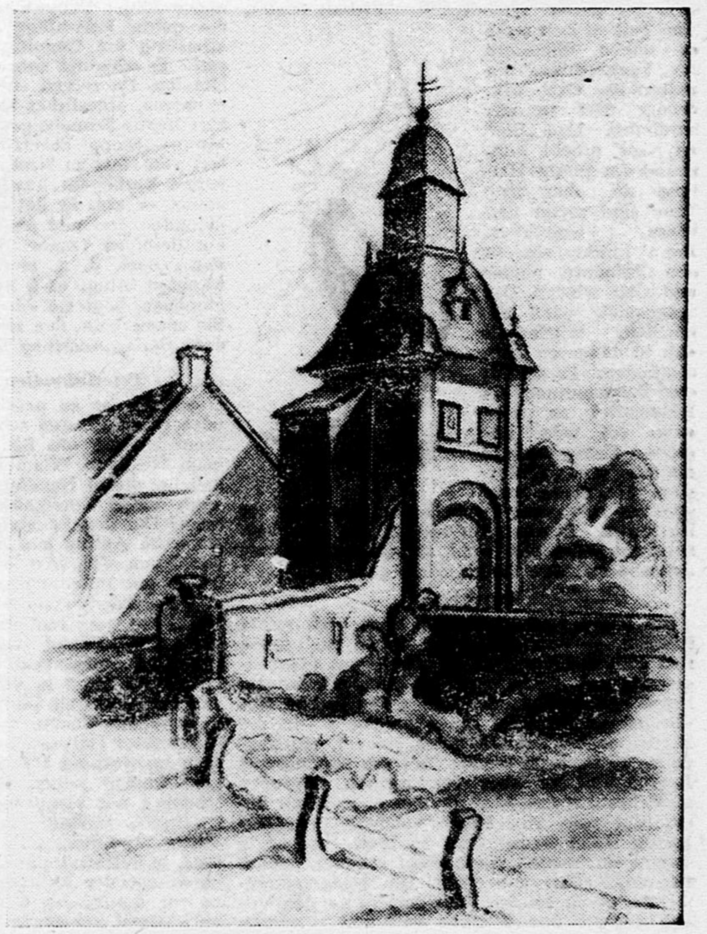
13. März. Warmer, aber scharfer Südwind. Hochbeinig stehen fünf Reiher auf den Horsten, kaum merklich der leichten schwankenden Bewegung der vom Winde durchsausten Buchenkronen folgend. Langsam, durch Unterholz gegen die Sicht verdeckt, komme ich bis auf 50 Schritt an die Kolonie heran, suche mir einen dichten Busch, der mich verbirgt. Durch das scharfe Glas, das ich mir wohlweislich eingesteckt hatte, sehe ich auf dem nächsten Horst einen feinen Burschen stehen. Mit stoischem Gleichmut schaut er in die Weite, gegen den Wind gerichtet. Zuweilen kratzt er sich im Zeitlupentempo, umschreitet dann gravitätisch seine Burg, stellt sich dann wieder in die Mitte des Baumes und erstarrt zur Bildsäule. Auf anderen Horsten sehe ich das gleiche Bild, aber die meisten Burgen schaukeln noch leer im Winde. — Da steht mein Bursche auf einmal, streckt seinen Körper zu

(Fortsetzung auf der nächsten Seite)

Ein Land
verliert
sein Gesicht!

Die „wasserumwehrten" Burgbauten haben unserer Heimat Jahrhunderte hindurch das charakteristische Bild verliehen. Sie sind für das Erft- und Gillbachland, das mehr und mehr zu einer eintönigen Kultursteppe herabsinkt, kleine Kostbarkeiten. Schmerzlich empfindet der Heimatfreund jeden Verlust und Verfall. Es geht hier nicht darum, altes Gemäuer zu erhalten, um romantische Gefühle zu pflegen und in seligen Träumen zu schwelgen, es geht um viel, viel mehr. Ein Land verliert sein Gesicht! Und was das bedeutet? Nun, eine Landschaft ist etwas Lebendiges. Wenn ein lebendes Wesen sein Gesicht, das heißt seinen Charakter verliert, sinkt es ab. Schließlich ist unser Land nur noch ein Raum, der ausgebeutet wird, der aber nicht mehr Heimat ist. Der Mensch wird heimatlos, wurzellos, verflacht und vermasst.

•



Die in den letzten Jahren verfallene Wasserburg Hackenbroich am Rande des Chorbusches in der Nähe von Dormagen.

Der alte Holzapfel

Ein halbes Jahrhundert hat er in der alten Burg zu Hackenbroich gewohnt, der Revierförster des Hausbusches, der heute noch dem Fürsten Salm-Reifferscheidt-Dyck gehört. Alle, die ihn gekannt haben, werden sich durch diese Zeilen seiner noch einmal erinnern. Wenn er, der Langbärtige, die Pfeife qualmend, links die Flinte geschultert, in der Rechten den Knotenstock, daherschritt, dann entging seinen spähenden Blicken und seinem Fernglas nichts von all dem, was da „kreuchte und fleuchte". Wehe dem, der da glaubte, vom Wege in das Buschwerk streifen zu können! Besonders im Mai war er um seinen Wald besorgt, wenn das junge Volk von nah und fern zum Maiglöckchenpflücken kam. Die von ihm eingesetzten Fasanen waren seine Lieblinge. Er konnte teufelswild werden, wenn ihm ein junges Reh verscheucht wurde und in den großen Knechtstedener Wald hinüberwechselte. Für den Winter hatte er Futterplätze angelegt, die seine Waldarbeiter täglich beschicken mußten. Einem Wilddieb wäre es schlecht ergangen, die Sorte Leute scheute den Alten im Grünrock.

Jeder hatte vor diesem alten Förster einen Heidenrespekt. Sogar die Bauern, die das fürstliche Land in Pacht hatten Sie mußten ihm alljährlich am Martinstage den Pachtzins bringen. Dann führte er die Leute in den großen Rittersaal, der sein Arbeitszimmer war. An der Wand stand ein Regal voller Jagdflinten, Stutzen Geweihe hingen an den Wänden. Dann machte er gewissenhaft seine Eintragungen in dicke Pachtbücher, gab jedem Zahler abschließend eine gute Zigarre mit auf den Heimweg. So war es seit Menschengedenken vom Fürsten angeordnet. — Bei seinem Herrn war unser Holzapfel gut gelitten Mehrmals im Jahr erschien der Fürst auf der Burg zur Bockjagd. Im Herbst kam er mit großer Jägerschar zur Treibjagd Vierspännig kam er dann vorgefahren. Dann mußte die Dorfjugend zum Treiben mit hinaus. Auf großen Leiterwagen, auf langen Stangen aufgereiht, hingen dann die Hasen. Einige Füchse waren immer dazwischen. Abschließend gab es auf der Burg das große Jagdessen; Erbsen mit Speck. Bei Schnaps und dickem Tabakqualm klang dann von den Burgsaalwänden das Jägerlatein wider.

Der Förster galt aber auch etwas bei den Waldarbeitern. Ein halbes Menschenleben haben Leute wie Krings, Schlömer und Töller in seinem Dienst gestanden. Sie opferten sich für ihn, für sein Wild und seinen Wald. Des Alten besonderer Stolz war der nahe der Burg angelegte Pflanzkamp, ein Garten, in dem die jungen Bäumchen herangezogen wurden. Diesen Leuten konnte er auch die Aufsicht über die Burg anvertrauen, wenn er selbst zum Fürsten nach Schloß Dyck mußte und seine liebe Frau mitnahm. Da war einmal der gute alte Krings als Hüter der Burg eingesetzt. Die neue Zeit hatte Telefon in die Burg gebracht. Als es klingelte, konnte der Alte mit dem Ding nicht fertig werden, er schmiß den Hörer hin und rief: „Er künnt mer de Nache döe, ich kann nix verstonn." —

Der alte Förster wurde älter und älter. Es kam das Elend des großen Weltkrieges. Ein Sohn rückte aus der Burg ins Feld, da ist er geblieben. Das brachte den Alten aus dem Gleichgewicht. Von Jahr zu Jahr wurde er stiller. Im Dorf erschien er zwar noch am Sonntag zum Hochamte, aber an dem gewohnten Skat im Wirtshause nahm er nicht mehr teil. Ehe er hinüberwechselte ins himmlische Revier, verlor er seinen Verstand und irrte oft lange im Walde umher. Das war sein Ende. — In den Annalen der Burg von Hackenbroich und in der Geschichte von Schloß Dyck steht sein Name, für alle Zeit festgehalten, der Name des Hegers und Pflegers des Hackenbroicher Hausbusches.

Opheys.

---

passierte. Sie war mit der Extrapost zum Niedertor eingefahren und befand sich auf dem Wege nach dem Weltbad Aachen, wo ihr Impresario ihr ein Gastspiel vermittelt hatte. Da es bereits spät war, nahm sie in Neuß Quartier in einem Gasthause. Der Hausdiener schleppte mit einer Magd den schweren Koffer auf ihr Zimmer. Während der Mann sich wieder entfernte, blieb das junge Mädchen, weiterer Befehle gewärtig, an der Tür stehen. Die Schauspielerin öffnete den Koffer, um für den Abend ein bequemes Kleid herauszunehmen. Dabei geschah es, daß das unerfahrene junge Ding in einer Ecke das Theatergeschmeide der Fremden liegen sah. Und da es nicht wußte, daß der Glanz meist ein erborgter war, denn die Juwelen waren aus Glas und die Perlen nicht minder, so glaubte sie, einen märchenhaften Schatz vor sich zu sehen. Sie war so erregt, daß sie kaum darauf achtete, was die Fremde zum Abendessen bestellte, das sie auf ihrem Zimmer zu sich nehmen wollte.

Die Schauspielerin wartete darum auch vergebens auf ihre Speisen. Sie konnte ja nicht wissen, daß die pflichtvergessene Bedienstete zum Bären geeilt war, wo, wie sie wußte, der Fetzer selbst oder einer seiner Freunde anzutreffen war. Sie traf den Hauptmann selber und gab ihm einen so verwirrten Bericht, daß er zunächst nicht dahinter kam, was sie wollte. Endlich sah er nach vielen Hin- und Herfragen klar. Er versprach ihr einen gehörigen Anteil an den zu erwartenden Reichtümern und trug ihr auf, schnurstracks an ihre Stelle zurückzugehen, damit niemand etwas Böses ahne, während er seinerseits mit der Arbeit begann, die ihn zu dem gewünschten Ziele führen würde.

Als die Schauspielerin in der Frühe nächsten Tages fröstelnd und unausgeschlafen den Gasthof verließ, achtete sie kaum darauf, daß auf dem Bock ein fremder Postillion saß, dem das Hausmädchen, nachdem es mit dem Hausdiener den Koffer auf dem Hinterteil befestigt hatte, zwinkernd zunickte. Sie fuhren zum Zolltor hinaus, und da das junge Mädchen diesen Weg nicht kannte, dachte es sich nichts dabei, als der Wagen von der Straße abbog. Sie wunderte sich später darüber, daß die Straße nach Aachen so schlecht war, schlief aber dann ein und erwachte erst wieder, als der Wagen mit einem plötzlichen Ruck stehen blieb. Als sie die Augen öffnete, glaubte sie auf freiem Felde zu sein. Sie fuhr den Kutscher, der den Wagenschlag öffnet nicht schlecht an, aber der forderte sie nur barsch auf, den Mund zu halten und auszusteigen.

Die junge Schauspielerin, die mit einem Blick die Situation überschaute, denn nun sah sie auch ein verwahrlostes Haus und verdächtige Gestalten, die da herauskamen, blickte hilfesuchend zur Seite, aber niemand stand ihr bei. Sie war so erschreckt, daß sie sich erst einmal niedersetzen mußte. Und als der Fetzer — er sagte selbst, daß er es wäre. — ihr mit verdächtiger Höflichkeit die Hand zum Aussteigen bot, vermochte sie kaum, seiner Aufforderung zu folgen. Dann aber ermannte sie sich. Kaum stand sie vor den Wegelagerern, da begann sie eine Geschichte zu erzählen. Sie hätte keine Schauspielerin sein müssen, wenn ihr das nicht geglückt wäre. Sie wiederholte fast wörtlich den Monolog, den sie in ihrer Rolle als verarmtes und verfolgtes Waisenmädchen aufzusagen hatte und hatte damit einen so außerordentlichen Erfolg, daß sogar die hartgesottenen Räuber eine Träne aus den Augen wischen mußten. Der Fetzer hatte sich durch diese unvorhergesehene Einlage nicht beirren lassen. Er schnallte den Koffer ab, erbrach ihn und zeigte dann triumphierend den leuchtenden Talmischmuck vor. Da wurden auch seine Begleiter auf die glänzenden Ketten aufmerksam. Die Schauspielerin ließ sich durch die Unterbrechung ihrer Rede nicht stören. Die Kaskade eines tollen Gelächters sprang über die verdutzten Wegelagerer hinweg. Dann aber erklärte sie ihnen, daß sie als Schauspielerin verpflichtet sei, bald als Königin — und sie zeigte ihnen auch Kostüm und Krone, — bald als reiche, bald als mächtige Frau aufzutreten und daß sie dann ihren Schmuck anzulegen habe. Ob sie denn wirklich glaubten, daß eine arme und unbekannte Aktrice echten Schmuck besitze und in den unsicheren Zeiten bei sich trüge? Und wiederum glitt der Wasserfall ihrer Rede über die Räuber hinweg, bis sie überzeugt waren und sie laufen ließen. Ja, einer der Strauchdiebe schwang sich sogar auf den Bock und er brachte sie bis zur Hauptstraße, wo sie die Postkutsche erwartete, die sie ohne jeden weiteren Zwischenfall nach Aachen brachte.

„Das Schlimmste bei dieser Angelegenheit", so sagte sie später immer wieder, wenn sie die Begebenheit erzählte, „war, daß der Schmuck tatsächlich echt war, wenigstens in seinen Hauptstücken. Eine Freundin hatte ihn mir geliehen, um damit in Aachen einen Erfolg zu erzwingen. Ein Glück, daß ich es bloß mit Räubern zu tun hatte, die keine echten von nachgemachten Edelsteinen unterscheiden konnten."

„Hackeser Has"

Welcher Junge aus dem „Hackes" hat nicht seine Erlebnisse und Erinnerungen aus seiner Jugendzeit, wenn er in den Wachtürmchen herumkletterte, ins Burgverließ hinabstieg. Manchem läuft noch heut' das Gruseln über den Rücken, wenn er der Stunde gedenkt, als er zum erstenmal im schaurigen Dunkel die Ketten sah, die wohl einstens den Gefangenen unerbittlich umschlossen. Und dann waren der Burgweiher und die Gräben zuzeiten hoch mit Wasser gefüllt; sie boten uns Buben noch Raum für winterliche Freuden auf dem Eis. Mit unseren Schlittschuhen liefen wir durch das nahe Lüschbruch an Hackhausen vorbei zum Schloß Arff. Heute noch ist das Bruch zu allen Jahreszeiten der Tummelplatz der Jugend. Wenn sie es aber zu bunt treibt, mischen sich die Alten warnend ein und drohen mit dem „Hackeser Has".

„Mach, dat der Has üch kritt!"

Die Sage erzählt nämlich, daß ein gespenstisch großer Hase im Bruch lebe und den bösen Kindern nachsetze. Er komme allabendlich aus dem Walde bis an die lichterhellten Fenster ins Dorf hinein. Der Müllerbursch von der nahen Mühle (leider ist nur noch der Mühlenberg vorhanden) hat den Hasen spät nachts am „Engelsgarten" gesehen. Der Hase ist ihm auf den Fersen gefolgt bis zur Mühle, wo der Bursch schweißbedeckt ankam.

•

Die Sage erzählt weiter, daß ein unterirdischer Gang von der Burg zur Kirche geführt habe. Als Kinder sind wir immer gern durchs Kirchengäßchen gelaufen, weil es dort an einer Stelle so bollerte. Hier wurde der Gang vermutet, aber gefunden hat ihn noch keiner.

Kamerad Idotz, der Museumsdirektor

Vielleicht ist den Heimatlandlesern neben dem Wissenschaftlichen, Künstlerischen, Zahlenmäßigen und Abstrakten dann und wann etwas warmherzig Edelmenschliches willkommen, weil ja erst der Mensch aus ganzem Gemüte die Heimat beseelt.

Mein Kamerad Idotz

Kurz vor acht erscheint der Idotz mit einer ganz annehmbaren Kultur vor der Schultüre. Sein Gesicht ist frisch gewaschen. Unter dem Grübchen am Kinn flattert großmütig ein Strick. Ein keckes Mützchen sitzt ihm zu Häupten. Aus der Mansarde seines Tornisters pendeln, sofern er auf die Tafel schreibt, zwei Schwämme. In der Rechten hält er, säuberlich eingepackt, ein leckeres Butterbrot. Die liebe Mutti hat er gerade drum so gern, weil sie ihm so leckere Butterbrote macht! O ja!

In der ersten Stunde kämpft der Idotz mit heldenhaftem Gähnen gegen die ihm noch anhaftende Bettschwere und Geistesdürre an. Ein richtiger Idotz wird er erst nach der großen Pause, nachdem er sich mit glühender Begeisterung in sein Butterbrot vertieft und im Vorgefühl künftiger Manneswürde einen schillernden Krautbart hat, der oft sogar die Nase überwuchert.

Nun ist der Idotz in seinem Element. Frohsinn und Lachen führen ihn spielend über die schlimmsten Verwickelungen hinweg. Wer niemals Idötz in ihrem Idotzheim hat lachen hören, der weiß wahrhaftig nicht, was urwüchsige und ungekünstelte Freude ist. Einmal verirrte sich ein ungeschickter Spatzenjüngling in das Schulzimmer. In derselben Sekunde brach vulkanartig ein solch' urgewaltiges Lachen los, daß der Schimmel auf dem Bilde an der Wand verwundert auf das jubelnde Volk herniederwieherte. Wie ein Orkan brauste das Lachen durch das offene Fenster in die Nachbarschaft. Hundert Meter in der Runde rissen in allen Köpfen die Gedankenfäden ab. Wie ein elektrischer Funke sprang die Freude der Idötz in alle Herzen und teilte sich ihnen mit.

Der Idotz ist geborener Museumsdirektor und Altertumssammler

Sein Museum ist seine Hosentasche. Die unglaublichsten Sachen werden zutage gefördert, wenn diese ihre innerste Seele nach außen kehrt: Spielsteine, Nägel und Hosenknöpfe; Streichhölzchen, Kerzenstummel und Zigaretten mit Seegraseingeweide; grüne Stachelbeeren, Brotkrusten und halbabgenagte Schweinerippchen; Glühbirnen aus Fahrradlampen, Rädchen aus Weckeruhren und — Glieder von Rosenkränzen! Es gibt kein Museum, das in dieser Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit die Dinge des Weltalls veranschaulicht, wie Idotzens Hosentasche!

Der Idotz ist auch tiefgründiger Philosoph!

Einmal hatte ich einen Hahn zur Veranschaulichung an die Tafel gemalt. Es war ein Prachtexemplar, eine Zierde seiner Zunft. Ausnahmsweise prächtig waren vor allen Dingen Schwanz und Krone. Zum Schlusse des Unterrichtes sollte der Hahn sterben, das heißt, dem Tafellappen zum Opfer fallen. „O weh!" ertönte es hinter mir vom rechten bis zum linken Flügelmann. — Ich hielt mit den Idotz-Diplomaten eine kurze, von wahrhaft demokratischem Geiste getragene Beratung ab, die einstimmig zu folgendem Ergebnis führte: „Ein so schöner und stolzer Kerl darf nicht so schnell sterben! Wir setzen ihn für die Nacht ins Pult. Morgen früh fliegt er dann wie das so Sitte bei den Hähnen ist, auf den Tafelbalken, klatscht in die Flügel und kräht aus Leibeskräften! —

Einem der Idötz, einem ausgesprochen philosophischen Kopf, schien hinterher die Sache doch etwas bedenklich. Während die andern der goldenen Freiheit in die Arme jauchzten, drückte er sich zögernd an den Bänken vorbei, um mir unter vier Augen etwas ins Ohr zu flüstern: „Du willst also den Hahn ins Pult setzen! Tu das lieber nicht! So'n Hahn ist nämlich nachts ein Schwein! Er könnte dir gut ein krummes Ei ins Tintenfaß legen!" — Ich muß ehrlich gestehen: niemals hat ein Beweis so schlagend auf mich gewirkt wie dieser! Meine ganze Diplomatie lag zerbrochen am Boden vor diesem Weltweisheitsmonarchen!

Nach der Schulzeit verwandelt sich der Idotz in ein Amphibium

Er zieht die nackten Füße an und watet wie ein Storch durch alle Gräben und gründelt wie eine Ente in allen Pfützen. Ehe es Abend wird, hat sein Gesicht alle Menschenrassen des Erdkreises veranschaulicht, vom schlitzäugigen Kuli bis zum sonngerösteten Negerlein, vom europäischen Blaßgesicht bis zur mexikanischen Rothaut. Ehe der Tag sich neigt, hat er als Detektiv alle Gassen und Schlupfwinkel durchstöbert, ist durch alle Hecken gekrochen, hat alle Kettenhunde gereizt, alle feigen Hühner und Katzen in die Flucht geschlagen und hat selbst an den vier Winden des Dorfes vor den Schimpfkanonaden böser Weiber die Flucht ergriffen Die Spatzenväter im Spatzenparlament tagen in Dauersitzung auf der Suche nach Mitteln, wie sie ihre lieben Frauen und Kinder vor dem Wüterich Idotz beschützen können.

Ehe sie ihre Sitzung schließen, schläft der Idotz bereits nach schwerstem Tagewerk selig in seinem Himmelbettchen. Ein schöner Traum von Hexen und Wölfen, Riesen und Räubern führt ihn unmerklich einem neuen Tagewerk und neuen, glänzenden Taten entgegen!

Wenn der Idotz stirbt, kommt er in den Himmel

Sein Seelchen ist noch ganz rein von den Krautbartflecken der Sünde. Zwar kommt jeder Idotz in den Himmel, aber nicht jeder Sextaner-Idotz kommt in die Prima! Manch einer bleibt zwischen Jerusalem und Jericho, von Geistesnöten angekratzt und geschunden, am Wege liegen. Leben, du bist grausam! Himmel, du allein bist gerecht! Vielleicht wohnt einer dieser Prachtmenschen in deiner Nachbarschaft, lieber Leser. Sieh einmal zu! Von seiner Unschuld, seiner Urwüchsigkeit, seinem Tatendrang, seinem Genie kannst du sicherlich etwas gebrauchen!

Josef Bremer.

De I-Dotz

De I-Dotz es parat.
Mormei! Wat en Staat!
De Scholltäsch om Puckel steht he en de Döhr
on deet, als of he ne Jrote wör.
Die neue Tafel möm Schwämmke drahn
on de Jreffel, womöt mer schrieve kann,
dat es jet, wat för alle Lütt
en de janze Noberschaff bedütt,
dat he et Schlabberläppke verschleß
on von hüt af ne reite Scholljong es.
„Mamm", sät de Klehn,
„ech jonn allehn.
De Wäg no de Scholl de kenn ech jo,
en e paar Minüttsches bön ech do.
Om Hoff do wödd sech opjestellt
on afjewatt, bis dat et schellt,
on dann, dann jommer en de Klaß,
on do kriege mer möm Lährer Spaß."
„Nä", sät de Vatter, „die Motter jeht möt,
weil sech dat bei de eeschte Kehr so jehöt!"
He denkt stell bei sech:
„So jefällt he mech."
Jajo, die Jroß wädd wall reit behalde:
De Jong könnt präzis op sinne Alde.
Se weeß jot Bescheed,
de wor och kurascheet!

K. K.

einer Senkrechten, stößt steil den Kopf hoch, daß der Schnabel zum Zenith weist, der sträubt den Schopf, breitet das prachtvolle Brustgefieder aus, läßt plusternd den Wind hineinfahren. Herrlich, wie der Vogel dort oben steht! Er scheint zu rufen, ich kann es, weil ich vor dem Winde stehe, nicht hören, aber ich sehe es an dem gleichmäßigen Rucken des Halses. Dann sackt das Tier langsam, die langen Ständer knickend, auf den Horstboden nieder. — Bist du müde, stolzer Vogel? Ist dein Nest denn fertig? — Ich kann mir nicht denken, daß in den Burgruinen, durch die ich von hier unten durchsehen kann, die Jungen aufgezogen werden sollen. — Ihr nehmt euch ja recht viel Zeit! —

Ein Lustspiel

15. März. Heute habe ich eine Stunde Zeit, suche mir ein Plätzchen, von dem ich einen Horst gut beobachten kann. Mein Feldstecher holt ihn mir dicht heran. Ein Vogel sitzt im Nest, er legt oder brütet. Zwei Meter daneben, etwas höher, steht auf einem Ast gravitätisch ein prächtiger Bursche. Das wird „Er" wohl sein, der seinem Weibchen Gesellschaft leistet. Von Zeit zu Zeit reckt er seinen Silberleib zur Senkrechten, ein polterndes Ork, ork, orkork tönt zu mir hernieder. Und „Sie" im Nest erhebt sich, nimmt die gleiche Haltung an, aber ihre Töne sind zarter und leiser, weiblicher. Dann knickt sie in den Ständern nieder und sitzt wieder. Das Schauspiel, ganz ergötzlich, wiederholt sich in längeren Zeitabständen. Es scheint eine Balzhandlung, ein Liebesspiel zu sein, denn ich sehe das gleiche Getue auch in einigen andern Horsten. Na, meine zwei scheinen sich gefunden zu haben, der Horst ist ihr Besitz. Es war nicht viel an ihm auszubessern, sie haben sich wohl, als die ersten Gäste ankommend, den besten Platz gesucht. —

Der Rivale

Ein lautes Kräh, kräh läßt mich nach rechts schauen. — Vom Rhein her ziehen mit schwerem Flügelschlag zwei Reiher heran, überfliegen die Kolonie in enger Schleife, mit langem Halse niederschauend. Von unten recken sich die langen Schnäbel ihnen entgegen. In die Krone meines Baumes fallen sie ein, ein doppeltes Kräh, kräh schallt über die Kolonie zur Begrüßung, das aber von meinen Freunden nicht beantwortet wird. Er, der eben damit beschäftigt war, von einem nebenan liegenden leeren Horst Baumaterial zu lösen, um es in seinen einzubauen, äugt scharf herüber. Seine Partnerin rührt sich nicht. Die Neuangekommenen, etwas seitlich über dem brütenden Vogel, gockeln und quorken laut und vernehmlich. Der eine, seine Blicke unverwandt auf den besetzten Horst gerichtet, sucht mit einem Seitschritt sich dem Brutvogel zu nähern, aber das Weibchen hockt dort mit gesträubtem Schopf, mit aufgeplustertem Halsgefieder, der lange Schnabel zuckt weit geöffnet gegen den Fremden. Der neue „Er", ich nehme an, daß meine Vermutung stimmt, nähert sich, seitlich schreitend, Schritt für Schritt dem Nest, schwätzend in dumpfen Lauten. Das brütende Weibchen, mit geöffnetem Schnabel, also gleich zweispitzig, sticht scharf nach ihm. Ob der Fremde ältere Rechte an dem Horst hat? Ob er auf Reiherart freundlich und höflich bittet, ihm Platz zu machen? Ist es seine Wohnung? — Da, er bricht ein Zweiglein ab, faßt es mit der Schnabelspitze, kommt näher und näher heran, steckt den Schnabel langsam, seinen langen Biegehals zur Geraden glättend, der Sitzenden das Holz anbietend. Ist das eine Geste? Sucht er Freundschaft?

Ein toller Krach

Hu, wie ein Ungewitter fegt das andere Männchen heran, flügelklappernd, mit lautem Zischen aus weitgeöffnetem Schnabel, dann im Angriff schrill und schriller schreiend. Hui, ist das eine wilde Attacke! Lautes Kräh und Ork und Flügelklappern! Die Rivalen tanzen auf schwankenden Zweigen, flattern hoch. Die Weibchen, bisher fast unbeteiligt, fliegen auch auf, es ist ein toller Krach. Aus den Nachbarhorsten recken sich lange Hälse, ein böses Ork, ork tönt herüber. Dann, plötzlich, baumen die Vögel wieder auf, die zwei auf ihrem Horst, die andern auf dem gleichen Baum, etwas seitlich in der Krone. Da stehen sie, hochstelzig, das Gefieder schüttelnd und ordnend, und schauen sich an. Ork, ork, orkorkork! Aber es klingt nicht mehr so böse. Langsam verebbt der Zorn. Das zarte Weibchen knickt auf den Nestboden nieder, er postiert sich vor ihr auf, schaut aber scharf zu den andern hinüber. Und jede Bewegung da drüben quittiert er mit kurzem Ork, ork. Die Neuen schauen sich an. Ob sie es einsehen, daß es keinen Zweck hat, hier anzubandeln? — Und schau, sie erheben ihre Leiber zur Senkrechten und balzen ihr friedliches Liebeslied. Dann tritt der große, meiner Vermutung nach das Männchen, zu einer starken Astgabel, dreht sich rechts, dann links, schwingt sich zum nächsten Horst, von dem sein Rivale vorher seinen Baustoff holte, zerrt und zerrt, kommt mit zwei Flügelschwüngen zu seiner Astgabel zurück, und hier, nur wenige Meter von dem andern Horst entfernt, legt er den Grundstein zu seiner Burg. Das Weibchen kommt herzu, reißt und zieht mit ihm an dem Knüppel, bis er ganz fest liegt. Das ist der erste Akt des Hausbaues. Auf friedliche Nachbarschaft! —

Auf der Wohnungssuche

16. März. Das Bauholz des benachbarten alten Horstes scheint dürr oder zu fest verbaut zu sein. Lange müht sich der Herr, bis sich ein Zweiglein löst. Das Weibchen quorrt vom andern Horst zu ihm herüber, er aber zieht und zupft und zerrt, quorrt ärgerlich. Ob sie zur Eile drängt? Ganz wie bei uns höheren Wesen sieht es aus, ich muß beim Anblick des ungeduldigen Männchens lächeln, weil es durch die guten Ratschläge seiner besseren Hälfte allmählig die Geduld verliert. Da, er hat es satt. Er schwingt sich auf und fliegt zu andern Horsten. Da recken sich ihm spitzige Schnäbel entgegen, ärgerliches Kriäh, kriäh weist ihn ab, hier lautes Schnabelgeklapper und Flügelspreizen. — „Stopp! Besetzt!" — Unser Freund flattert von Nest zu Nest, endlich, drüben bei der hohen Buche am Rande des Windbruches, da baumt er auf. Er hat also einen leeren Horst gefunden, frei und unbesetzt. Und nun beginnt ein fleißiges Tragen. Ja, emsig sind die beiden Vögel, d. h. eigentlich nur „Er". In 10 Minuten bringt er 6 Reiser an. Sie nimmt sie entgegen, baut sie ein, was recht schnell geht. Sie spaziert um den Horstrand herum und hält dann fleißig Ausschau, ob neue Sendung erfolgt.

Feierlichkeiten beim Horstbau

Ach, es ist so possierlich! Soll man lachen oder einen ernsten und tiefen Sinn darin suchen? Welch ein Benehmen der Vögel jetzt beim Nestbau! Wenn ich die ernste Feierlichkeit bei dieser Handlung betrachte, beeindruckt mich diese Zeremonie sehr. Was geschieht denn? Der den Baustoff zutragende Vogel gibt schon im Anflug aus 20 m Entfernung dumpfe Laute von sich, sein Reis im Schnabel tragend. Ist es ein Erkennungszeichen? Meldet er sich an? Der Nestvogel, auch wenn er vorher im Neste lag, empfängt ihn stehend, gleiche Laute ausstoßend, Schopf und Bruftgefieder gespreizt, den Kopf hochgereckt. Nun landet der „Handlanger", 2 bis 3 m vom Horst entfernt, reckt sich zur Kerze, sie im Nest auch, beide quorren in dumpfen Tönen, verharren eine Weile in senkrechter Haltung. Dann schnappt das Weibchen in Richtung Männchen mit dem Schnabel, „Er" kommt näher, anbietend. Frau Reiher schnappt mit klappendem Schnabel, nach dem Zweiglein zielend. Jetzt ist das Männchen, Schritt für Schritt seitlich auf dem Aste schreitend, in Reichweite gekommen. Zart, ja liebevoll entwindet der Nestvogel ihm das Reis, baut es ein, quorrt den Gefährten an, der sich, ihr antwortend, zur neuen Suche aufschwingt. Diese Zeremonie wiederholt sich bei jeder Baustoffübergabe. Dabei fällt mir auf, daß der Nestvogel immer aus der Senkrechten, in die Ständer knickend, niedergeht. Das scheint das besondere Tun des Weibchens zu sein. Daran kann ich es erkennen, andere Merkmale finde ich keine. In diesem Gebahren scheint ein tiefer Sinn zu stecken. Das zeigt sich noch in einer weiteren, höchst auffallenden Handlung, die ich am

Eigenartige Zeremonien

17. März beobachte. Noch bauen die beiden Vögel, das Nest ist bald fertig Der fleißige Herr scheint besondere Anweisung erhalten zu haben, nur ganz bestimmte Reiser zu bringen, denn auf dem Horst, den er abmontiert, zerrt er viele Aestchen heraus, läßt sie aber meistens zur Erde fallen. Sie sind wohl nicht recht. Es dauert manchmal lange, bis er zu seinem Bau zurückfliegt. Dort ist aber in der Zwischenzeit sein Gegenstück müßig. Jetzt, „Sie" hat gerade Arbeitspause, steht sie auf dem Horstrand und äugt, tief den Hals senkend, in die Tiefe, geht einen Schritt seitlich, äugt hinab, schreitet so den ganzen Bau ab, den Blick nach unten gerichtet. Das Tier steht starr, der Schopf wackelt, durch die Kopfhaut bewegt. Dann zuckt in wildem Stoß der Zweispitz des geöffneten Schnabels gegen die Tiefe. Die gleichen Stöße richtet der Vogel gegen die Nachbarhorste, in alle vier Himmelsrichtungen. Es ist kein Feind da, niemand bedroht die Burg. Wem gilt der Scheinangriff? Ob dies nicht die Besitzergreifung darstellen soll? Heißt das nicht: „Hier bin ich! Das ist mein Reich! Laßt mich in Frieden!" — Dabei fällt mir nun auf, daß dem kommenden Zubringer nicht mehr der gleiche Empfang bereitet wird, das Weibchen erhebt sich nicht gleich, wenn es ruht, es dauert ein Weilchen. Und die Begrüßungszeremonie ist wesentlich kürzer, gar nicht mehr so feierlich. Gleich hockt sich das Weibchen wieder nieder, kaum sich Zeit nehmend, das Holz einzubauen. Hat es Legenot? Es scheint so, denn folgender Akt beendet den Nestbau. Das Männchen kommt quorrend angeflogen, kurze Begrüßung durch das sich erhebende Weibchen, das dem ihm entgegengereckten Schnabel ruckzuck das Reis entwindet und — ei, sehr klar und deutlich gezeigt — mit lautem Quorr, quorr läßt sie das Zweiglein zur Erde niederfallen. Die Arbeit ist getan. Frau Reiher zieht sich in ihr Nest zurück, er schwingt sich auf den Ast darüber und schaut, seine Federn zurechtruckend, ins weite Land.

Ein königlicher Vogel

Ein schönes Bild! Prachtvoll die Haltung des Hüters! Wie er dort steht, silberglänzend, erhaben in seiner Ruhe! Ein königlicher Vogel! Jetzt wird mir auch klar, warum die Jagd auf den Reiher ein Vorrecht der Kaiser und Könige war Das fürstliche Wild de[illegible]n. Von der Reiherjagd, der Reiher[illegible] wird später einmal zu plaudern sein. [illegible] im Mühlenbusch manche Beize sta[illegible]n.

Lege- und Brutzeit! Ruheze[illegible] S[illegible]rt die seltenen Vögel nicht! Freuen wir uns an ihnen, die so treu unserm Lande sind. Achten wir ihre Horstplätze als Naturschutzgebiet! Schaut ihnen nach, wenn sie mit schwerem Flügelschlag zum Rheine ziehn, taumelnd und schwebend im Spiel mit des Windes Wellen. Stolzer, schöner Vogel, bleib in unserm Lande! — H. E.

Wertvolle Quellen aus dem Staatsarchiv in Marburg:

Gefangenschaft des Grafen von Gronsfeld

Wer einen Blick in die Geschichte seiner Heimatstadt werfen will, tut gut, nicht nur in die heimatlichen Archive zu schauen. — So liegen im Staatsarchiv Marburg a. d. Lahn zahlreiche Akten aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit wertvollen Quellen über die rheinische Heimat. Damals, im Jahre 1642, waren hessische Truppen im Kampf gegen kaiserliche, bayrische und kurkölnische Truppen in das niederrheinische Gebiet eingedrungen und setzten sich dort bis zum Ende des Krieges fest. Die Korrespondenzen hessischer Offiziere, die von Neuß und anderen Garnisonen an die Landgräfin Amalie Elisabeth nach Kassel geschickt wurden, ebenso Bittschriften der unterdrückten Bevölkerung gehören heute zu den Beständen des Staatsarchivs Marburg. Dieses Material bildet in seiner erstaunlichen Fülle eine ausgezeichnete Ergänzung zur Ueberlieferung der rheinischen Archive.

In diesen Akten spielt Neuß stets eine besondere Rolle, denn die Stadt war Hauptquartier aller hessischen Truppen auf dem linken Rheinufer. Hier befehligten Oberst Emanuel Kotz als Kommandant der Stadt und Oberst Karl Rabenhaupt als Gouverneur sämtlicher hessischen Regimenter. Von Neuß aus verheerten die Soldaten das Land durch ihre Streifzüge und brachten zahlreiche Gefangene in die Stadt.

Dabei gelang ihnen im Jahre 1645 ein besonderer Schlag gegen die Politik des deutschen Kaisers Ferdinand III. Es war einer in Nothberg (Kr. Düren) stationierten hessischen Garnison unter dem Leutnant und Kommandanten Rumrodt gelungen, den kaiserlichen Feldzeugmeister und spanischen Obristen Grafen Jodocus Maximilian von Gronsfeld und Bronckhorst mit seiner Gattin Anna Christine und vier Kindern gefangenzunehmen; auch seines gesamten Gepäcks war man habhaft geworden. Eine begleitende spanische Truppe schützte den Grafen nicht vor seiner Gefangennahme, obwohl sich die Landgrafschaft Hessen mit dem Königreich Spanien nicht im Kriegszustand befand. Ueber Linnich wurde Graf Gronsfeld am 21. Juni nach Neuß gebracht, während die Gräfin nach Köln entlassen wurde.

Die Gefangennahme des Grafen war nun ein Ereignis besonderer Art. Denn man hatte in den mitgeführten Truhen des Grafen Schriftstücke gefunden, aus denen hervorging, daß Gronsfeld im Auftrage des Kaisers nach Köln zu reisen beabsichtigte. Die in Linnich am Tag nach der Gefangennahme durchgeführte Vernehmung eines gefangenen Feldwebels ergab, daß man in Aachen von Truppenwerbungen für Bayern durch den Grafen zu erzählen wußte. Und schließlich hatte der Wachtmeister Falckenberg in Linnich gehört, wie der Graf bei seiner Gefangennahme „dem spanischen Leutenant, so die Convoy commandiret, in französischer Spraach zugesprochen, daß die Spannischen zu Jülich steiff unndt fest bei dem, daß er in den Diensten der Spannischen wehre, verpleiben solten". Dies waren für die Hessen Hinweise dafür, in dem Grafen einen in feindlichen Diensten stehenden Diplomaten zu vermuten, dessen Fang von hoher politischer Bedeutung sei. So nahm man sich seiner in Neuß mit besonderem Eifer und Interesse an: Rabenhaupt stellte alle gefundenen Schriftstücke sicher, sah jeden Brief sorgfältig durch und schickte alles in kleinen Paketsendungen nach Kassel. So liegen heute diese erbeuteten Akten im Staatsarchiv Marburg.

Gronsfeld ein Spion?

Und zu welchem Resultat führte die Ueberprüfung der Papiere des Grafen. In der Tat, alle Gerüchte und Vermutungen wurden bestätigt: man hielt in Neuß einen Bevollmächtigten des deutschen Kaisers gefangen. Mochte Gronsfeld sich auch noch so sträuben — seine eigenen Briefe bewiesen, daß er in kaiserlichen Diensten stand. Denn eine vom 26. April 1645 aus Wien datierte Instruktion Ferdinands III., deren Original im Gepäck des Grafen lag, beauftragte ihn, mit spanischen Geldern eine Konföderation zwischen Kurköln, Pfalz-Neuburg, Lothringen und Bayern gegen die Alliierten, d. h. Schweden, Frankreich und Hessen, zustandezubringen; er sollte weiterhin die wankelmütigen rheinisch-westfälischen Kreisstände wieder für den Kaiser gewinnen, die Absendung lothringischer Truppen gegen die an der Donau siegreichen Schweden und Franzosen fordern und vor allem für neue Truppenwerbungen sorgen; zu diesem Zweck sollten 200 000 Reichstaler nach Köln gebracht werden. Man hoffte in Wien, auf diese Weise die kritische Lage des Kaisers in den österreichischen Erblanden zu bessern und die am Rhein stehenden Hessen wirksam zu bekämpfen.

Der Graf streitet ab

Trotzdem setzte der Graf alles daran, die Widerrechtlichkeit seiner Festsetzung zu behaupten. Am 25. Juni verteidigte er sich gegenüber allen Anschuldigungen in einem Brief an die Landgräfin Amalie Elisabeth und beteuerte bei seiner Seligkeit, er stünde nur in königlich-spanischen Diensten. Den Besitz der kaiserlichen Instruktionen versuchte er mit folgenden Worten zu entschuldigen: „Daß aber Ihre Kais. Maj. mir allemahl unversehener Weiße Commissiones zugeschicket, ist auß Ursachen geschehen, weiln ich ein unwürdiger Stand deß Reichs und kaißerlicher Vasall bin . . . Nuhn hatt mir ja keines wegs gebühren wollen, Ihrer Maj. hierinnen leges zu praescribiren (Vorschriften zu machen)." Wenige Tage später richtet er ein erneutes Schreiben an die Landgräfin: wider seinen Willen habe er die Commissiones erhalten, dreimal habe er untertänigst gebeten, ihn mit dergleichen Aufgaben zu verschonen, bis er aus Wien den Befehl erhalten habe, Folge zu leisten. Was man außerdem in seiner Truhe an „nerrische Discursen, Fragmenta und Rapsodia" gefunden habe, hätte er zum Teil „umb den Geist zu exercieren vohr 12, 13, 14 und mehr mohnat aus Milancolay" geschrieben. Mit diesen auf allzu schwachen Füßen stehenden Entschuldigungen erreichte er nichts: Amalie Elisabeth teilte am 6. Juni dem Grafen mit, er könne nicht freigelassen werden, da aus den vorgefundenen Briefen klar hervorginge, daß er „vorhabens gewesen, sich wieder bei dem Gegentheil und in würckliche Dienstbestallung einzulaßen und die anjetzo zue Cöllen vorgehende Werbungen zu dirigiren — andere mehr Dinge zu geschweigen." In dem gleichen Sinn hatte die Landgräfin auch an den Obersten Rabenhaupt geschrieben und zugleich gebeten, „Ihn aber doch seinem Stande nach undt mit aller Höfligkeit zu tractiren."

Rabenhaupt warnt

Ueber seine Behandlung zu klagen, versäumte der erzürnte Graf natürlich keine Gelegenheit. In dem uns schon bekannten Brief vom 25. Juni schreibt er an Amalie Elisabeth, er werde „also tractiret, alß wann ich reus criminis laesae Majestatis (Majestätsbeleidigung) oder ein galgenmäßiger gesell were, in deme ich in einem Zimmer eingesperret bin, dahe mir nicht zugelaßen wirdt, mit einigen Menschen zu reden, so kommet auch niemandt bey mir, Feder und Dinten ist mir verbotten. Und ob ich wolte meine Parole von mir geben und bey Verlierung meiner Ehren, ja Sehl und Seligkeit versprochen, nicht zu weichen, man möchte mich doch alß einen Cavallier tractiren, so hatt doch alles nicht helffen wollen." Für eine solche standesgemäße Behandlung setzte sich Amalie Elisabeth ein und forderte von Rabenhaupt am 6. Juli, Gronsfeld solle nicht so eng festgehalten und als ein „Cavalier von Meriten" behandelt werden; einen Reisepaß für die Gräfin von Köln nach Neuß fügte sie bei. Aber Rabenhaupt warnt in einem Schreiben an seine Landesherrin vor allzu großem Entgegenkommen, denn der Graf „ist kein Gemeiner, sondern ein fast (sehr) kluger Mann, und der zu Nachteill Ew. Fürstl Gn. negotijret". Alle Klagen seien unberechtigt: „Erstlich seind ihme gegen seiner Caution alle seine Kleidungen und Leinwandt Zeug, auch seiner Diener Liverey und Leinen Gereth zugestellet, also daß er bishero nicht geklagt etwaß verlohren zu haben. Ja, seine güldene Ketten, so er ahn gehabt hatt, und sie ihme in der Furie abgerißen, ist ihme wiedergegeben worden. Ich bekenne gern, daß ich mir nicht eingebildett hette, daß man von so viel commendirte Volck, Reuter, Dragoner und Fußvolck durchgehendts alleß solcher gestalt hette wieder beybringen können. Zu seinem des Graven nicht geringen Commoditet, so habe ihme seinen eigenen Degen und seinen Hoffmeister auch wieder geben, den meisten Theill seiner Diener auff sein Versuchen auch nach Cöllen gehen lassen. Sein Quartier ist in einem reinlichen Hause auff dem Marckt, darinne er unterschidene Gemächer hatt oben und unten, und selbige kan er wechseln nach seinem Belieben. Er kan auff den Marckt sehen, die Wache selbsten auffziehen, er gehet in die Kirch, wan er eß begehret, laße ihn auch in der Gutsche zwey oder drey stund lang, wan eß ihme beliebet, außerhalb der Stadt zwischen den Waßern und der Rheynschantze außfahren. Ich habe ihme auch heute, alß er bey mir zum Eßßen gewesen, gesagt, er möchte auff dem Marckte auch spazieren gehen, zwarn alleß in presentia der Officirer. Er hatt auch die Freyheit zu schreiben in seinen spanischen Negotien und Werbungen, also daß alleine heute er 12 brieffe, so nach Cöllen alß Brüßel geschrieben. Und weiln er fast jederzeit daß meiste Theill in spanischer alß italienischer Sprache schreibet unnd solche Brieffe, ohne daß ich sie lese, nicht abgehen können, so will ihme dieses auch zur Beschwer gereichen, also daß es gnug wehre, wan wier insgesampt seine eigene Diener wehren. In seinem Quartier mag er sich tractieren laßen nach seinem Belieben. Die Wache im Hause ist nicht auff seine Kosten und gibt er derselben nichts. Unlengst, alß sein Cammerdiener sich uebell angestellt, habe auff deßelben Begehren ihn in den Thurm setzen laßen, also daß gleichsam auch die Gefengnüß zu seinem Commendo offen stehen. Desto weniger nicht ist dieser Graff voller Impatientz und Beschwerung, wie wohl ich alleß thue, waß nur immer verantwortlich sein mag. Seine Gemahlinne wird ehesten Tages anhero kommen, wie auch seine Schwester von Hönnepell."

Was bedeuten die Buchstaben i, n, b?

Graf Gronsfeld hatte sich also mit seinem Schicksal abzufinden. Er blieb als Gefangener in Neuß. Daran änderte auch nichts, daß der spanische Statthalter in Brüssel, Marquis von Castel-Rodrigo, von Amalie Elisabeth die Freilassung des Grafen forderte. Die Landgräfin blieb fest und ließ sich selbst durch die Möglichkeit politischer Spannungen mit Spanien nicht von ihrem Entschluß abbringen. In diesem Zusammenhang ist ein Brief der Landgräfin vom 27. Juli an Rabenhaupt bemerkenswert, in dem sie sagt, man müsse es „dahin gestellet sein laßen, ob die Crohn Spanien wegen Anhaltung seiner Persohn mit unß brechen will." Selbst das Flehen der Gräfin Anna Christine in einem Brief an die Landgräfin vermochte nicht die Freilassung ihres Gatten herbeizuführen: „Euwer Fürstl. Gnaden lauf ich aber mahl vor Augen, werf mich vohr deroselben mitt benetzten Wangen nider, underthänich bittendt, mein und meiner armen kleinen unerzögen Kinder elenden und schlechten Zustandt deremahlen eins zu behertzigen und meinem Herren seiner unverdienter schwerer Gefencknuß zu erlaßen, der trostlicher untertheniger Hoffnung mit dem armen canareischen Weiblein gelebet, Euwer Fürstl. Gnaden werdten endtlich auß ahngeborner Milten mein Bitt erhören." Die Antwort der Landgräfin ist kurz. Drei Buchstaben hat ihr Sekretär auf die Rückseite des Briefes geschrieben: i. n. b., und das bedeutet: ist nicht beantwortet.

Das Loch in der Kammer

Doch die eventuellen politischen Folgen, vor allem die Möglichkeit kriegerischer Auseinandersetzungen mit den spanischen Niederlanden beunruhigten die Hessen, insbesondere den Obristen Rabenhaupt. So kam man überein, Cronsfeld sollte einen Revers unterschreiben, weder in kaiserliche noch bayerische Dienste zu treten; das sei „schier das Beste ietzo und auf solche Weise seiner sich loß zu machen" Im November endlich einigten sich Amalie Elisabeth und Rabenhaupt darüber. Am 29. November ging der Graf die Verpflichtung ein, „bei wahren Cavallieurs undt gräfflichen Worten, mich innerhalb eines Jahrs in keinen Diensten gegen das fürstliche Hauß Hessen einzulaßen noch dieselbe zu verrichten". Daraufhin erfolgte sogleich seine Entlassung, und der Graf begab sich zu seiner Familie nach Köln.

Was fand man wenige Tage später in der Wohnung des Grafen? Der hessische Generalkommissar von der Malsburg berichtete am 2. Dezember an die Landgräfin: „Der Graf von Gronßfeld hat ein Loch durch seine Cammer gebrochen gehabt, auch ein groß Seil, breiten Hut und schwartzen Mantel liegen, und das Loch mit Holtz zulegen laßen, daß also, wann er nicht wehre loßgelaßen worden, er bald würde entwyschet seyn."

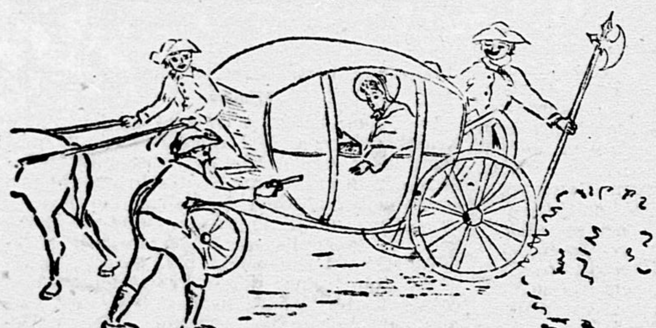
Dr. Günther Engelbert

Die Schauspielerin und der Räuberhauptmann

Eine Heimaterzählung von Georg Schäfer

In der unruhigen Zeit, die sich an die Französische Revolution anschloß, in jenen Tagen, da kein Gesetz mehr zu gelten schien, und die auch das Rheinland erreichten, gab es manchen, der seine gewohnte, bürgerliche Arbeit aufgab, um auf bequemere Art seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Die Beutelschneiderei und Wegelagerei nahm dermaßen überhand, daß die Obrigkeit sich keinen Rat mehr wußte und das Räuberunwesen gewähren ließ.

Unter den Räuberbanden, die damals die rheinischen Landschaften unsicher machten, haben einige einen gewissen literarischen Ruf erlangt, wovon der Schinderhannes am meisten profitierte. Er selber hätte dröhnend darüber gelacht, wenn er gewußt hätte, wie manches tränenselige Jungfräulein seine handfesten Räubereien poetisch verklärte. Aber so waren die Leute nun einmal und sie haben sich wenig geändert. Auch der Niederrhein besaß eine Gesellschaft gewerbsmäßiger Diebe, die zwischen Kleve und Bonn keinen ungeschoren ließen, der ihnen in die Hände fiel. Man nannte sie die Neußer Bande und die wenigsten wußten, wie recht sie hatten, denn diese Burschen hatten unter den braven Bürgern dieser Stadt ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Dort ließen sie bei dem Schmied Prisack ihr Diebsgerät anfertigen und dort kehrten sie auch beim Bären Drickes ein, der den Gasthof zum Bären neben dem Rathause bewirtschaftete. Manchmal sah man sie auch in der Traube oder im Schwan zu Neußerfurt oder bei Kobes an der langen Hecke ihr Bier trinken und ihre Räuberbräute karessieren.



Den richtigen Schwung aber bekam das Räubergeschäft erst, als Matthias Weber, der in Greffrath bei Kempen geboren ward, ihr Hauptmann wurde. Das war ein Kerl, der alles in Fetzen schlug, was sich ihm entgegenstellte und darum der Fetzer genannt wurde. Dieser tolle Bursche holte nicht nur den Alexianern das Geld aus der Krankenkasse, er brachte auch den Posthalter Herbertz in die größte Verlegenheit, weil er das ihm anvertraute Geld stahl. Das tollste Stück aber leistete er sich, als er das Rathaus zu Neuß plünderte. Da hatte er den ganzen Abend mit seinen Kumpanen im Bären gesessen, um seinen Sündenlohn zu versaufen. Und als die Burschen mit ihren verwegenen Taten renommierten, hatte er sie kaltblütig aufgefordert, mit ihm zum Rathause zu gehen. Da hatten sie dumme Gesichter gemacht. Nur drei Mann waren verwegen genug, ihm zu folgen und sie holten in dieser Nacht so viel Silberzeug aus dem Rathaus, darunter eine ganze Weltkugel und das Bild des hl. Quirinus, daß sie ihre Beute kaum davontragen konnten. Der Wächter guckte am nächsten Morgen nicht schlecht, als er am Wegrande einen einsamen Silberbecher stehen sah.

Diesmal freilich hatte er es doch zu toll getrieben. Vier Wochen später wurde er mit 3 Freunden in Neußerfurt festgenommen und im Windmühlenturm festgesetzt. Er blieb freilich nicht lange hier, denn 14 Tage später hatte er schon die hölzerne Decke durchbrochen, von den Mühlenflügeln die Leinewand genommen, sie an der umlaufenden Galerie befestigt und daran war er mit seinen Freunden heruntergeklettert.

In jenen turbulenten Tagen nun geschah es, daß eine junge Schauspielerin die Stadt Neuß